

Medien und Gewalt: Der aktuelle Forschungsstand

Michael Kunczik und Astrid Zipfel

I. Vorbemerkungen:

Die Diskussion um schädliche Auswirkungen der Medien ist so alt wie die Medien selbst, und es gibt kein Medium, das nicht in den Verdacht geraten ist, durch Darstellungen von Gewalt die Gewalttätigkeit seiner Rezipienten zu fördern (vgl. für einen Überblick Kunczik 1998, S. 19-41). Allerdings sind ältere Befunde der Forschung, die in ganz anderen Medienumwelten erhalten worden sind, nur unter großen Einschränkungen auf die Gegenwart übertragbar. Heutzutage ist bereits für Kinder der Konsum einer Vielzahl von Medien eine Selbstverständlichkeit. Hierzu gehören v.a. solche Medien, die sich aufgrund ihres audiovisuellen Charakters (wie das Fernsehen) oder eigener Steuerungsmöglichkeiten des Nutzers (wie Computerspiele) durch eine besonders lebhaft und realistische Darstellung von Gewalt auszeichnen. Vor diesem Hintergrund erscheint die Frage nach schädlichen Wirkungen von Mediengewalt besonders dringlich.

In der öffentlichen Diskussion tragen spektakuläre Gewalttaten zur Entstehung regelmäßiger Aufmerksamkeitswellen für das Thema „Medien und Gewalt“ bei. Sie erzeugen einen Bedarf nach schnellen, plausiblen Erklärungen, und Mediengewalt bietet sich als nahe liegende, dem „Common Sense“ entsprechende Ursache an. Die Medien werden dabei allerdings oft vor-schnell zum Sündenbock gestempelt, ohne Forschungsbefunde zur Kenntnis zu nehmen, die für erheblich differenziertere Zusammenhänge sprechen. Die Vorstellung von der unbedingten Gefährlichkeit von Mediengewalt wird auf diese Weise zu einer Art kulturellen Selbstverständlichkeit.

Dass simplifizierende Vorstellungen von der Wirkung der Medien so weit verbreitet sind, liegt nicht zuletzt daran, dass jeder täglich Umgang mit den Medien hat und daher über eine eigene Beurteilungsgrundlage zu verfügen meint. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch das in verschiedenen Studien festgestellte und von der Forschung als „*Third-Person-Effect*“ („Andere-Leute-Effekt“) bezeichnete Phänomen, dass sich die Überzeugung von der Gefährlichkeit der Medien nicht auf die eigene Person bezieht, sondern es lediglich „die anderen“ sind, die als höchst gefährdet betrachtet werden.¹ Als einer der ersten hat Peter R. Hofstätter (1957, S. 8) auf die „Verdammung der Massen durch die Massen“ verwiesen. Jessica Eisermann (2001, S. 120ff) stellt heraus, dass zwischen den in Umfragen festgestellten Meinungen zur Akzeptanz von Fernsehgewalt (eher für ein Verbot) und dem tatsächlichen

¹ W. Phillips Davison schreibt (1983, S. 3) in seinem „klassischen“ Beitrag zum „Third-Person-Effect“: „In the view of those trying to evaluate the effects of communication, its greatest impact will not be on ‚me‘ or ‚you‘ but on ‚them‘ – the third-persons.“

Verhalten (Einschaltquoten) deutliche Differenzen bestehen. Laut einer Mitte 2002 vom Institut für Demoskopie Allensbach durchgeführten repräsentativen Befragung der Bevölkerung über 16 Jahre forderten 71%, „daß die Masse an Gewalt im Fernsehen unbedingt eingeschränkt oder gar verboten werden sollte“. Die Bevölkerung hat, so die *Allensbacher Berichte* (2002, Nr. 12) dieses Problem nicht erst nach dem Amoklauf von Erfurt entdeckt, „sondern hält die allgegenwärtige Gewalt in den Medien schon sehr lange für hochgradig bedenklich und gefährlich“.² Helga Theunert und Bernd Schorb (2001, S. 295) konstatieren in einer Untersuchung zur Akzeptanz des Jugendmedienschutzes, dass die große Mehrheit der Bevölkerung Jugendmedienschutz befürwortet; dabei gilt aber: „Selbst diejenigen, die ihn für die eigene Familie als unnötig erachten, halten ihn im Hinblick auf andere Familien für unverzichtbar.“

Festgefügte Überzeugungen, die auf einer solchen Basis beruhen, sind der Vermittlung wissenschaftlicher Befunde äußerst hinderlich. An der mangelhaften Kenntnis und Akzeptanz ihrer Befunde ist die Wissenschaft allerdings aufgrund von Defiziten in der verständlichen Kommunikation ihrer Ergebnisse nicht unschuldig (vgl. dazu z.B. Glotz 1991). Wenn doch breitenwirksamere Publikationen erfolgen, so werden sie häufig nicht der Aufgabe gerecht, Forschungsbefunde verständlich zu vermitteln, dabei jedoch nicht zugleich unzulässig zu simplifizieren. So konstatierte Jürgen Grimm (1999, S. 56), das Problem der Mediengewaltforschung bestehe v.a. darin, „daß der gesellschaftliche Diskurs nach praktikablen Rezepten verlangt, die in eindeutigen Ursache-Wirkungs-Relationen gründen. Diese sind jedoch methodisch nur schwer nachweisbar. Der um gesellschaftliche Verantwortung bemühte Wissenschaftler ist deshalb leicht verleitet, ambivalente Befunde interpretatorisch zu vereindeutigen, um den Bedarf von Politikern, Pädagogen und anderen interessierten Gruppen nach evidenten Aussagen und leicht handhabbaren Faustregeln zu befriedigen.“

Der vorliegende Aufsatz hat sich zum Ziel gesetzt, den Leser über den aktuellen Stand der Medien-und-Gewalt-Forschung³ zu informieren und dabei der Notwendigkeit einer differenzierten Betrachtung gerecht zu werden. Dazu werden neue Entwicklungen in der Theoriediskussion und die wichtigsten empirischen Befunde vorgestellt, wobei das Schwergewicht auf Gewalt im Fernsehen liegt.⁴ Die folgenden Ausführungen basieren v.a. auf den Erkenntnissen, die im Kontext des von den Autoren erstellten Forschungsberichts „Medien und

² So forderten in einer fast ein Jahrzehnt früher durchgeführten Umfrage 72% der Bevölkerung ein Verbot bzw. eine Einschränkung von Mediengewalt. In der Umfrage 2002 waren 78% der Ansicht, dass die Medien für Gewalttaten in hohem Maße Mitverantwortung tragen.

³ Unter Gewalt (Aggression) wird im Folgenden die beabsichtigte physische und/oder psychische Schädigung einer Person, von Lebewesen und Sachen durch eine andere Person verstanden. Der Aspekt der strukturellen Gewalt – also der in ein soziales System eingebauten Gewalt (Ungerechtigkeit) – spielt in der neueren Forschung keine bzw. allenfalls eine marginale Rolle.

⁴ Es sollen noch vergleichbare Artikel folgen, die sich mit den wirkungsrelevanten intervenierenden Variablen (z.B. Persönlichkeitsmerkmalen), der Wirksamkeit medienpädagogischer Interventionen und der Wirkung von Gewalt in Computerspielen befassen.

Gewalt. Befunde der Forschung seit 1998“ (Projektbericht für das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend; Kunczik und Zipfel 2004)⁵ zusammengetragen wurden.⁶

II. Theorieansätze zur Wirkung von Mediengewalt:

Im Laufe der Zeit sind diverse Mechanismen und Faktoren bei der Wirkung von Mediengewalt Gegenstand theoretischer Überlegungen und empirischer Untersuchungen geworden, und es sind verschiedene Theorieansätze entstanden. Diese sollen im Folgenden vorgestellt und anhand dazu vorliegender empirischer Untersuchungen auf ihre Gültigkeit hin beurteilt werden.

Die *Katharsisthese* ist empirisch widerlegt. Ihre Anhänger, die zumeist von der Existenz eines angeborenen Aggressionstriebes ausgehen, behaupten, durch das dynamische Mitvollziehen von an fiktiven Modellen beobachteten Gewaltakten in der Phantasie nehme die Bereitschaft des Rezipienten ab, selbst aggressives Verhalten zu zeigen. Selbst der Hauptvertreter dieser These, Seymour Feshbach, meint inzwischen (1989, S. 71), „daß die Bedingungen, unter denen eine Katharsis auftritt, nicht alltäglich sind, während die aggressionsfördernden Bedingungen sehr viel häufiger vorkommen.“

Die Katharsisthese ist damit aber keineswegs aus der Diskussion verschwunden. Zum einen gibt es eine „Meta-Forschung“ zu diesem Ansatz, d.h. es wird untersucht, ob sich der Glaube an kathartische Effekte auf das Gewaltverhalten von Rezipienten auswirkt. Die Studien von Brad J. Bushman u.a. (Bushman, Baumeister und Stack 1999; Bushman, Baumeister und Phillips 2001; Bushman 2002) sind allerdings methodisch stark angreifbar (Kunczik und Zipfel 2004) und zeigen allenfalls, dass der Glaube an die Existenz von Katharsis sogar aggressionsverstärkend wirken kann.

Zum anderen wird in letzter Zeit die Begrifflichkeit diskutiert. Katharsis sei mehr als Aggressionsreduktion. Insbesondere Burkhard Freitag und Ernst Zeitter (1999, S. 26f.) kritisieren, dass durch die ausschließliche Konzentration auf (momentane) Aggressionen die Möglichkeit läuternder, also purifikativer Medienwirkungen noch nicht einmal ansatzweise in den Blick komme. Deshalb, so Freitag und Zeitter (1999, S. 27), „sind die medienpädagogischen Aspekte der Katharsis, die Festigung einer moralischen Haltung beim Zuschauer oder auch nur seine befreiende Entlastung, ohne empirischen Boden geblieben.“ Die künftige Forschung müsse die dramaturgische Qualität berücksichtigen. Es sei etwa zu prüfen, ob ein inhaltlich

⁵ Eine Kurzfassung ist abrufbar unter: <http://www.bmfsfj.de/Kategorien/Forschungsnetz/forschungsberichte,did=28078.html>; demnächst ist dort auch der vollständige Projektbericht zu finden. Der Zeitraum ab 1998 wurde gewählt, weil die 4. Auflage des Buches „Gewalt und Medien“ (Kunczik 1998) den Forschungsstand bis 1997 aufgearbeitet hat. Im Herbst 2005 erscheint die von Michael Kunczik und Astrid Zipfel verfasste 5. Auflage.

⁶ Dort findet sich auch eine ausführliche Darstellung und kritische Diskussion der hier behandelten Studien.

bzw. dramaturgisch gut gemachter Film im Vergleich zu inhaltsähnlichen, schlecht gemachten Filmen zu anderen Wirkungen führe. In diesem Kontext wäre auch nach der Art der Katharsis zu fragen (Freitag / Zeitter 1999, S. 27): „Stellen sich eher purgative oder eher purifikative Wirkungen⁷ ein – oder vielleicht beides?“

Die *Inhibitionsthese* und die *Umkehrthese* bilden jeweils für sich eine alternative Erklärungsmöglichkeit für das Nicht-Auftreten von Aggressivität. Die Vertreter der Inhibitionsthese nehmen an, dass die Betrachtung von medialer Gewalt – insbesondere bei nachdrücklicher Präsentation negativer Konsequenzen – einen abschreckenden und hemmenden Effekt hat. Beim Zuschauer werde Aggressionsangst ausgelöst, die die Bereitschaft zum eigenen aggressiven Handeln mindere.

Das Phänomen, dass in den Medien beobachtete Gewalthandlungen ein gerade entgegengesetztes Verhalten auslösen können, wird als „Umkehrthese“ (auch „Bumerangeffekt“ oder „Reaktanzeffekt“; Selg 1998, S. 49) bezeichnet. Dahinter verbirgt sich die Annahme, dass Gewalt u.U. auch zu ausgeprägterem prosozialem Verhalten führen kann. Ekkehard F. Kleiter (1997), dessen Befunde dieser These im Wesentlichen zugrunde liegen, konnte einen Reaktanzeffekt allerdings in nennenswertem Ausmaß nur bei Mädchen feststellen. Einen Anti-Gewalt-Effekt konstatierte auch Grimm (1999). In seinen Untersuchungen konnten Wirkungen im Sinne eines „negativen Lernens“ nachgewiesen werden, d.h. die Gewalt der Probanden nahm durch die Betrachtung filmischer Gewalt eher ab als zu. Allerdings konnte sich auch dieser Umkehreffekt erneut umkehren – ein Phänomen, das Grimm als „*Robespierre-Affekt*“ bezeichnet. Dabei wandelt sich ein zunächst gewaltkritischer Impuls bzw. Mitleid mit dem Opfer in Aggression gegen den Täter. Den Grund sieht Grimm (1999, S. 706) darin, dass sich aus der Identifikation mit den Schwachen und Drangsalierten die Legitimation ableiten lässt, gegen „mächtige Schurken“ jedes Mittel einzusetzen.

Nach der *Habitualisierungsthese* nimmt durch den ständigen Konsum von Fernsehgewalt die Sensibilität gegenüber Gewalt ab, die schließlich als normales Alltagsverhalten betrachtet wird. Eine Meta-Analyse der hierzu vorliegenden Forschungsbefunde (Fröhlich, Kunczik u.a. 1993), in der für den Zeitraum 1983 bis 1992 insgesamt 30 Studien identifiziert wurden, zeigte, dass die Habitualisierungsthese noch der weiteren empirischen Untersuchung bedarf. Jüngere Forschungsbefunde haben Hinweise auf eine mögliche Desensibilisierung durch den Konsum von Mediengewalt erbracht. Michael Myrtek und Christian Scharff (2000) z.B. haben die physiologisch gemessene emotionale Beanspruchung durch das Fernsehen untersucht und bei Vielsehern eine niedrigere emotionale Beanspruchung festgestellt als bei Wenigsehern. Auch Grimm (1999) konstatierte in mehreren Experimenten eine Verringerung des Einfühlungsvermögens durch die Rezeption von Gewaltsequenzen. Insgesamt gilt jedoch

⁷ *Purifikation* meint reinigende Läuterung und *Purgation* eine erleichternde Entladung.

noch immer, dass die Habitualisierung noch nicht als überzeugend nachgewiesen betrachtet werden kann.

Die *Kultivierungsthese* geht von der Annahme aus, dass ein hoher Fernsehkonsum langfristig das Weltbild von Vielsehern im Vergleich zu Wenigsehern in Richtung der „Fernsehrealität“ prägt. In ihrer Meta-Analyse von Kultivierungsstudien der letzten zwanzig Jahre kommen James Shanahan und Michael Morgan (1999, S. 135) zu dem Schluss, dass die Kultivierungsthese insgesamt eine breite Bestätigung erfahren habe. Sie konzedieren allerdings (1999, S. 137-141), dass es offensichtlich noch nicht genügend erforschte Drittvariablen gibt, die zu sehr unterschiedlich ausgeprägten Kultivierungseffekten führen, und dass der Kausalzusammenhang der verschiedenen Variablen bei der Kultivierung noch nicht eindeutig bestimmt ist (so ist es z.B. auch möglich, dass nicht ein hoher Fernsehkonsum Angst bewirkt, sondern ängstliche Menschen der gefährlichen Welt ausweichen, indem sie zu Hause bleiben und viel fernsehen).

Die Kausalitätsproblematik hängt mit methodischen Schwierigkeiten zusammen. Michael Schenk (2002, S. 565) sieht die Kultivierungsthese als Beispiel dafür, wie schwierig es ist, ein plausibles theoretisches Konzept in empirisch prüfbar Hypothesen zu überführen: „Kaum jemand wird bestreiten, dass das Fernsehen – gerade in den USA – wohl in der Tat einen *starken Einfluß* auf nahezu sämtliche Verhaltensbereiche des Rezipienten ausübt. Möglicherweise trägt es sogar zum geistig politischen Niedergang einer Gesellschaft bei. Der entsprechende *empirische Nachweis* ist jedoch nur schwer zu erbringen.“ Das methodische Instrumentarium der Sozialwissenschaften sei innerhalb eines derart komplexen Wirkungszusammenhanges wie dem zwischen Fernsehrezeption und Einstellung nicht in der Lage, Kausalbeziehungen nachzuweisen.⁸

Die Kultivierungsforschung ist, wie Helena Bilandzic (2002, S. 67) schreibt, dabei, „das Stadium der Replikation statistischer Zusammenhänge zu überwinden und eine Überprüfung des kausalen Einflusses zu leisten.“ Allerdings werden auch noch simple Korrelationsstudien durchgeführt, die zudem oft nicht bzw. zu wenig auf bereits erzielten Befunden aufbauen (Kunczik und Zipfel 2004). Es besteht jedoch zumindest ein Trend dahin, moderierende Variablen wie das genutzte Fernsehgenre (v.a. Krimis, gewalthaltige Lokalnachrichten), eigene Kriminalitätserfahrung sowie Informationsverarbeitungsprozesse stärker zu berücksichtigen. Die entsprechende Forschung hat bereits einen Beitrag zum besseren Verständnis von Kultivierungsprozessen geleistet, ohne dass diese jedoch vollständig aufgeklärt und die bestehenden Kausalitätsprobleme gelöst worden wären. Die Kultivierung von Emotionen ist als neues Forschungsfeld hinzugekommen (Winterhoff-Spurk, Unz und Schwab 2001; Unz, Schwab und Winterhoff-Spurk 2002), die dazu vorliegenden Aussagen reichen derzeit aber über Vermutungen noch nicht hinaus (Kunczik und Zipfel 2004).

⁸ Mit der methodischen Problematik von Kultivierungsstudien haben sich auch Constanze Roßmann und Hans-Bernd Brosius (2004) ausführlich befasst.

Die simple Annahme einer generellen, direkten *Suggestion von Nachahmungstaten* durch die Medienberichterstattung kann inzwischen als widerlegt betrachtet werden. Dies bedeutet allerdings nicht, dass es nicht unter bestimmten Bedingungen zu Imitationseffekten kommen könnte. Die hierzu in jüngerer Zeit erschienenen Untersuchungen beziehen sich teils auf reale, teils auf fiktive Medieninhalte. Insgesamt lassen sich drei Gruppen von Studien unterscheiden: Untersuchungen zu Morden, Massenmorden und Amokläufen, Untersuchungen zu fremdenfeindlichen Straftaten sowie Untersuchungen zur Imitation von Selbstmorden (Kunczik und Zipfel 2004). Hinsichtlich der Möglichkeit der Imitation von Morden, Massenmorden und Amokläufen weisen die bislang vorgelegten Studien – bei der angesichts methodischer Probleme angebrachten vorsichtigen Interpretation der Befunde – durchaus auf die Möglichkeit imitativen Handelns hin.

Was fremdenfeindliche Straftaten betrifft, zeigen die Untersuchungen von Hans-Bernd Brosius, Frank Esser und Bertram Scheufele (Brosius und Esser 1995a; 1995b; 1996; Esser, Scheufele und Brosius 2002), dass die Medienberichterstattung über Schlüsselereignisse als Auslöser (nicht jedoch als Verursacher) von Ansteckungseffekten wirken kann, allerdings nur, wenn bereits ein Nährboden (z.B. ein von der Bevölkerung wahrgenommenes „Ausländerproblem“, Gewaltbereitschaft potentieller Täter usw.) vorhanden ist. Die Befunde bestätigten das „Eskalationsmodell“ der Autoren, dem Überlegungen zur sozialen Lerntheorie und zur kurzfristigen Imitation zugrunde liegen. Das Modell geht nicht von einer reflexhaften Umsetzung medialer Gewalt in reale Gewalt aus und betrachtet die Medien nicht als alleinigen Verursacher, sondern – unter bestimmten Bedingungen – als Auslöser von Gewalttaten. Esser, Scheufele und Brosius (2002, S. 34) gehen aus von einer „Wechselwirkung zwischen (1) veränderten Bedingungen der Zuwanderung, (2) der wahrgenommenen Dringlichkeit einer Lösung für das Problem in der Bevölkerung, (3) der Berichterstattung der Massenmedien über Zuwanderung und Fremdenfeindlichkeit und (4) der Gewaltbereitschaft gesellschaftlicher Problemgruppen und potenzieller Straftäter. Nur wenn alle Faktoren in geeigneter Weise zusammentreffen, kann es zu einem Ansteckungseffekt durch die Berichterstattung kommen.“ Die Verfasser (Esser, Scheufele und Brosius 2002, S. 35) ziehen den Begriff der „Ansteckung“ bzw. der „Suggestion“ dem der „Nachahmung“ vor, denn „die Medien lösen nicht zwanghaft Nachahmungstaten aus, sondern sie suggerieren einer bereits ‚vorbelasteten‘ Gruppe, dass eine bestimmte Handlungsweise aus deren Sicht Erfolg versprechend ist.“

Die meisten Studien liegen zur Imitationswirkung von medial berichteten bzw. gezeigten Selbstmorden vor (Kunczik und Zipfel 2004). Darin konnten Nachahmungseffekte (Werther-Effekt⁹) gefunden werden. Allerdings deuten die Befunde darauf hin, dass die Medien hier nur eine von vielen, vermutlich bedeutenderen Ursachen bzw. nur den Auslöser für einen schon länger beabsichtigten Selbstmord darstellen. In jedem Fall müssen diverse mit dem jeweiligen Medieninhalt und der Person des Rezipienten zusammenhängende Faktoren berücksichtigt werden. Darüber hinaus ist gerade die Untersuchung von Selbstmorden mit

⁹ Zum Werther Effekt z.B. Kunczik 1998, 22f.

methodischen Problemen befrachtet (Unmöglichkeit bzw. ethische Problematik einer Befragung von Selbstmördern bzw. Personen, die einen Selbstmordversuch begangen haben oder zum Selbstmord neigen), die die Aussagekraft der erzielten Befunde stark einschränken. Besonderer Forschungsbedarf besteht im Hinblick auf die Wirkung neuer Medien wie des Internets.

Die Vertreter der „*Excitation-Transfer*“-These (v.a. Percy H. Tannenbaum und Dolf Zillmann; z.B. Tannenbaum 1972; Zillmann 1979) gehen davon aus, dass verschiedene Medieninhalte (Gewalt, aber auch Erotik, Humor, Sport usw.) unspezifische emotionale Erregungszustände beim Rezipienten auslösen können. Diese bilden ein „Triebpotential“, das die Intensität nachfolgenden Verhaltens erhöht. Um welches Verhalten es sich handelt, hängt von Situationsfaktoren ab und steht mit der Qualität der gesehenen Inhalte in keinerlei Zusammenhang. Die These besagt lediglich, dass residuale, d.h. noch nicht abgebaute Erregung in Situationen, die zu der die Erregung bewirkenden Situation keinerlei Beziehung aufweisen müssen, zu intensiverem Verhalten führt. Bei einer entsprechenden situationsbedingten Motivation können erotische Medieninhalte ebenso gewalttätiges Verhalten fördern, wie violente Inhalte in der Lage wären, prosoziale Handlungen zu unterstützen.

Erregungszustand des Individuums und Situationsfaktoren spielen auch bei der *Stimulations- these* eine Rolle. Dieser Ansatz ist v.a. mit dem Namen Leonard Berkowitz verbunden (z.B. Berkowitz 1969; 1970). Berkowitz nimmt an, das Betrachten bestimmter (z.B. als gerechtfertigt dargestellter) Gewalt führe unter bestimmten Bedingungen zu einer Zunahme aggressiven Verhaltens. Zu diesen Bedingungen gehören persönlichkeitsbezogene und situative Faktoren. Bei den persönlichkeitsbezogenen Faktoren handelt es sich v.a. um durch Frustration bewirkte emotionale Erregung. Situationsbezogene Bedingungen sind z.B. aggressionsauslösende Hinweisreize, die entweder mit der gegenwärtigen Verärgerung oder mit vergangenen Erlebnissen assoziiert werden oder grundsätzlich aggressionsauslösend wirken (z.B. Waffen). Ein durch Frustration bewirkter Zustand emotionaler Erregung schafft – so die Vermutung – eine Disposition für Aggression bzw. ein Handlungspotential, bei dem Gewaltdarstellungen, v.a. wenn sie Ähnlichkeit zur realen Situation besitzen, aggressives Verhalten auslösen. Ein Nachweis des Stimulationsmechanismus ist aufgrund methodischer Mängel durch die Studien von Berkowitz und auch durch spätere Studien noch nicht eindeutig erbracht worden.

In der Forschung haben in letzter Zeit *Priming-Ansätze* und die *Skript-Theorie* Aufmerksamkeit gefunden. Diese widmen sich speziell der Bedeutung aggressionsauslösender Hinweisreize. Das Konzept des „Primings“, das u.a. auf der „Cognitive Neoassociation Theory“ von Leonard Berkowitz aufbaut (vgl. z.B. Geen 1998), besagt vereinfacht, dass semantisch miteinander verbundene Kognitionen, Gefühle und Verhaltenstendenzen im Gehirn durch asso-

ziative Pfade bzw. neuronale Netze miteinander in Beziehung stehen. Wird nun durch einen Stimulus (z.B. gewalttätige Medieninhalte) ein Knoten innerhalb dieses Gefüges angeregt (Priming), dann kommt es zu einem Ausstrahlungseffekt, durch den mit dem angeregten Knoten in Beziehung stehende Gedanken, Gefühle und Verhaltenstendenzen ebenfalls angeregt werden. Dieser als automatisch, d.h. als spontan und unabsichtlich verstandene Prozess beeinflusst die Interpretation neuer Stimuli und erhöht kurzfristig die Wahrscheinlichkeit aggressiven Verhaltens. Für möglich wird es aber auch gehalten, dass bestimmte Konstrukte durch wiederholte Anregung schließlich „chronisch“ aktiviert bzw. zugänglich werden, so dass es auch zu langfristigen Effekten kommen kann (vgl. dazu den ausführlichen Überblick von Todorov und Bargh 2002).

Die Forschungsbefunde sprechen für die Existenz von Priming-Effekten durch violente Medieninhalte. Auch gibt es Hinweise darauf, dass es sich dabei nicht nur um eine kurzfristige Wirkung handelt. Langfristige Effekte bedürfen allerdings noch der weiteren Untersuchung. Dies gilt vor allem auch für die Präzisierung der beim Priming ablaufenden Prozesse, zu denen auf theoretischer Ebene noch recht unterschiedliche Vorstellungen herrschen. Die bislang vorliegenden Studien können (vor allem aufgrund dafür ungeeigneter Operationalisierungen) noch keine überzeugenden Aussagen zum Beitrag von Priming zu gewalttätigem Verhalten treffen.

In einem engen Zusammenhang mit dem Priming-Ansatz steht auch die *Skript-Theorie*, die v.a. Aussagen über die Informationsverarbeitung des Rezipienten trifft. Skripts werden als mentale Routinen oder „Programme“ verstanden, die im Gedächtnis gespeichert sind und automatisch herangezogen werden, um das Verhalten zu steuern und Probleme zu lösen. Skripts enthalten Informationen über typische Ereignisabläufe (z.B. beim Arztbesuch), Verhaltensweisen von Personen und Ergebnisse von Handlungen. L. Rowell Huesmann (1998) nimmt an, dass Kinder, die viel Gewalt ausgesetzt sind (in der Realität oder durch die Medien) Skripts entwickeln, die aggressives Verhalten als Problemlösungsstrategie vorsehen. Skripts, die durch Erinnerung, Phantasietätigkeit oder Nachspielen häufiger nachvollzogen werden, sind im Gedächtnis besser zugänglich. Mit einer bestimmten Situation verbundene Schlüsselreize sind in der Lage, solche gespeicherten Skripts zu aktivieren. Ob bzw. wie schnell Skripts aufgefunden werden, hängt zudem von den kurz zuvor rezipierten Stimuli ab, die auf dem Weg des Primings mit ihnen verbundene kognitive Strukturen im Gedächtnis aktivieren und damit leichter zugänglich machen können. Medieninhalte können nach dieser Vorstellung dazu beitragen, solche Skripts zu entwickeln und bereits bestehende zu aktivieren. Ob das in den Skripts nahe gelegte Verhalten tatsächlich ausgeführt wird, hängt allerdings davon ab, als wie angemessen und erfolgversprechend es jeweils angesehen wird, bzw. inwieweit es den normativen Überzeugungen einer Person entspricht.

Die Skript-Theorie trifft v.a. Aussagen über langfristige Effekte. Ihre Annahmen haben in verschiedenen Studien durchaus empirische Bestätigung erfahren. Ähnlich wie für Priming gilt jedoch auch für diesen Ansatz, dass die Annahmen über die sich im Gehirn des Rezipien-

ten im Detail abspielenden Prozesse letztlich auf empirisch nicht nachgewiesenen (und wahrscheinlich auch kaum nachweisbaren) Vermutungen basieren.

Zur Einordnung der mittel- und langfristigen Wirkungsbefunde der Medien-und-Gewalt-Forschung scheinen *lerntheoretische* Überlegungen am besten geeignet zu sein. Vertreter der Lerntheorie sind davon überzeugt, dass sich Verhalten aus einer ständigen Wechselwirkung von Persönlichkeits- und Umweltfaktoren ergibt und keiner dieser beiden Bereiche isoliert betrachtet werden kann. Albert Bandura (z.B. 1979a; 1979b) geht in seiner Theorie des Beobachtungslernens davon aus, dass sich Menschen, indem sie das Verhalten anderer Personen verfolgen (in der Realität oder in den Medien), Handlungsmuster aneignen („Lernen am Modell“). Ein zentraler Aspekt der Lerntheorie besteht dabei jedoch in der Annahme, dass der reine Tatbestand des Erlernens von Verhaltensweisen noch nichts über deren tatsächliche Ausführung sagt. Die Lerntheorie nimmt an, dass der Mensch in der Lage ist, die Ausübung einer Handlung von deren vermutlichen Konsequenzen abhängig zu machen. Normalerweise unterliegt gewalttätiges Verhaltenspotential Hemmungen, d.h. solchen regulativen Mechanismen wie sozialen Normen, Furcht vor Bestrafung und Vergeltung, Schuldgefühlen und Angst, die verhindern, dass Aggression zu Tage tritt. Ob aus den latenten Handlungsmodellen manifestes Verhalten resultiert, hängt von verschiedenen Faktoren ab. Hierzu gehören neben der Ähnlichkeit der Situation und dem Vorhandensein der entsprechenden Mittel für eine Imitation (z.B. Besitz von Waffen) in erster Linie die Konsequenzen eines solchen Verhaltens (Erfolg bzw. Misserfolg, Belohnung bzw. Bestrafung usw.) sowohl für das Modell als auch für den Beobachter. Erfolg des Modellverhaltens ist als stellvertretende Bekräftigung des Beobachters zu verstehen. Insgesamt werden im Rahmen der Lerntheorie neben den Merkmalen von *Medieninhalten* (z.B. Stellenwert, Deutlichkeit, Nachvollziehbarkeit von Gewalt, Effizienz, Rechtfertigung, Belohnung von Gewalt) die *Eigenschaften des Beobachters* (z.B. Wahrnehmungsfähigkeiten, Erregungsniveau, Charaktereigenschaften, Interessen, frühere Erfahrungen, wie z.B. Bekräftigung erworbener Verhaltensmuster) sowie die *situativen Bedingungen* (z.B. Sozialisation, Normen und Verhaltensweisen in der familiären Umwelt und in den Peergroups) als Einflussfaktoren bei der Wirkung von Mediengewalt einbezogen. Dabei berücksichtigt die Lerntheorie, dass Handeln durch Denken kontrolliert wird und dass verschiedene Beobachter identische Inhalte unterschiedlich wahrnehmen und daraus auch unterschiedliche Verhaltenskonsequenzen ableiten können. Die Lerntheorie muss hinsichtlich der Wirkung von Gewaltdarstellungen allerdings durch neue Befunde, die auf die Bedeutung der Opferperspektive verweisen, modifiziert werden.

Der so genannte *kognitiv-physiologische Ansatz* wurde 1999 von Grimm vorgelegt. Seine Befunde beruhen auf einer mehrteiligen Untersuchungsreihe mit insgesamt über 1.200 Probanden. Mit seinem Ansatz verfolgte Grimm (1999, S. 16) drei Untersuchungsperspektiven: *Erstens* sollten Nutzungsmotive und die Wirkungen von Mediengewaltdarstellungen miteinander in Beziehung gesetzt werden. Die *zweite* Forschungsperspektive besteht in der

gemeinsamen Untersuchung von Aspekten der Erregung und der Kognitionen bei der Fernsehgewalt-Rezeption durch die Kombination physiologischer und psychosozialer Erhebungsmethoden, um durch eine differenzierte Betrachtung des Rezeptionsvorgangs zu untersuchen, inwieweit tatsächlich bestimmte Inhalte mit bestimmten Wirkungen einhergehen, bzw. warum hier möglicherweise keine eindeutige Übereinstimmung besteht. Darüber hinaus sollte *drittens* eine Verbindung der psychosozialen Wirkungen von Mediengewalt mit „vorgeordneten Prozessvariablen“ erfolgen, d.h. es sollte eine Untersuchung des Erregungsverlaufs stattfinden, um (langfristige) Einstellungsänderungen der Rezipienten zu erklären (Grimm 1999, S. 216). Die physiologischen Variablen erfüllen nach Grimm (1999, S. 18f.) eine „Dreh-scheibenfunktion, die die Wirkungs- mit der Nutzungsperspektive verklammert“, denn: „Einerseits kann die körperliche Erregung – im angloamerikanischen Sprachgebrauch ‚Arousal‘ – als Teil der Zuwendungsattraktivität von Fernsehgewalt betrachtet werden. Andererseits fungiert ‚Arousal‘ als Transaktionsfaktor der Rezeption und damit als Wirkungsvariable. Zuschauer präferieren violente Programminhalte u.a. deshalb, weil sie sich von der Rezeption eine physische Reaktion versprechen, die sie aufregend und anregend empfinden. [...] Unter Wirkungsgesichtspunkten ist Arousal ein Element bei der kognitiv-physiologischen Verarbeitung von Gewaltdarstellungen, das den psychosozialen Wirkungoutput mitbestimmt.“

Der zentrale Befund seiner Experimente besteht in der Formulierung Grimms (1999, S. 706) darin, dass sie ein „Wirkungspotpourri der Spielfilmgewaltrezeption“ erbrachten, „das sich nicht auf die griffige Kurzformel einer durch Medien verrohten Gesellschaft bringen läßt.“ Vielmehr reichte die aufgefundene Wirkungsbandbreite „von Gewaltrechtfertigung bis zur Gewaltablehnung, von der Angst bis zur unterhaltsamen Spannung, von politischer Entfremdung bis zu gesteigertem Selbstbewußtsein.“ Dabei folgte die Mehrzahl der festgestellten Wirkungen „der *Logik negativen Lernens*.“ Damit ist gemeint, dass die rezipierten Gewaltmodelle kritisch reflektiert werden und es dadurch eher zur Abschwächung denn zur Stärkung der Gewalt kommt. Grimm (1999, S. 717) resümiert, „daß Gewaltdarstellungen in erster Linie Angst erzeugen, die die Reaktanz des Publikums gegenüber aggressiven und gewalttätigen Verhaltensweisen anregt und in vielen Fällen gewaltkritische Lernresultate emotional flankiert. Bei der Mehrheit der untersuchten Rezipienten wurden die potentiell gewaltfördernden Wirkungen von Gewaltdarstellungen durch antiviolente Impulse neutralisiert oder sogar überboten.“ Dabei konstatierte Grimm im Gegensatz zu den bisherigen Annahmen der Lerntheorie, dass die Rezipienten in erster Linie den Standpunkt des Gewaltopfers einnehmen, so dass die *Opferperspektive* den Ausgangspunkt für alle Wirkungsprozesse bilde. Auf Basis seiner experimentellen Befunde entwickelte Grimm (1999, 626; 2002, S. 173) hierzu ein „dreigliedriges Modell der Opferrezeption“.¹⁰ Bezüglich der inhaltlich-

¹⁰ Die erste Variante (bzw. der erste „Pfad“) der Opferrezeption ist die *Erzeugung von Angst*, die mit einer *Aggressionsminderung* bzw. -hemmung einhergeht. Ein zweiter „Pfad“, der zu einer *Aggressionssteigerung* führt, beruht auf dem Wirkungsmechanismus des bereits erwähnten „*Robespierre-Affekts*“. Dritter Pfad der Opferrezeption ist der „*Tragikeffekt*“. Hierbei kommt es (unter der Bedingung einer intensiven Einfühlung

dramaturgischen Ausgestaltung von Gewalt stellte er unterschiedliche Wirkungen von drastischen Blutszenen („schmutziger“ Gewalt) und „sauberer“ Gewalt fest. Nach der Rezeption drastischer Blutszenen, die die Folgen für das Gewaltopfer betonen (Grimm 1999, S. 717), „wurde die Angst der Probanden gesteigert, die Aggressionsvermittlung jedoch erschwert.“ Grimm (1999, S. 514) fordert, „Gewaltdarstellungen innerhalb eines dramaturgischen Moduls „schmutzige Gewalt – saubere Gewalt“ zu präsentieren, „das weder einer Gewaltverharmlosung noch einer schrankenlosen Angstmaximierung Vorschub leistet.“

Grimm (2002, S. 162) gewichtet im Kontext seines Ansatzes auch die Lerntheorie in der Tradition von Bandura neu, denn diese „[...] reduziert das Spektrum möglicher Wirkungen auf *Imitation* bzw. imitationsähnliche Formen des *Vorbildlernens*.“ Aufgrund seiner Befunde erachtet Grimm (2002, S. 175) es als notwendig, die „täterfixierte Ausformung“ der Theorie des Modelllernens um die Opferperspektive zu erweitern, die in seinen Untersuchungen besser als täterzentrierte Erklärungsansätze in der Lage war, medieninduzierte Veränderungen in der Aggression der Rezipienten zu erklären. Grimms Befunde widersprachen der Imitations- sowie der Stimulationsthese, d.h. Ansätzen, „die filmische Gewaltmodelle als aggressive Vorbilder interpretieren und täteranalogue Aggressionswirkungen als generellen Effekt bei der Rezeption von Gewaltdarstellungen unterstellen.“ Es ließen sich weder „tätervermittelte Aggressionssteigerungen nachweisen, noch konnten die festgestellten Aggressionsminderungen auf Täterrezeptionen zurückgeführt werden.“ (Grimm 1999, S. 723).

Grimm (1999, S. 723) behauptet, seine Befunde ließen die bisherigen Wirkungstheorien „als Vereinseitigung einzelner Aspekte erscheinen.“ Dies bedeute nicht, dass diese Theorien grundsätzlich falsch seien, denn „in begrenztem Maße werden *Stimulation*, *Katharsis*, *Inhibition* und *Modelllernen* durch einzelne Daten der durchgeführten Untersuchungen durchaus gestützt“. Problematisch sei allerdings die Tatsache, dass der „Aussageanspruch theoretischer Konzepte nicht in notwendigem Maße an je verschiedenen dramaturgischen Bedingungen relativiert“ worden sei. Auch Rezipientenvariablen seien nicht ausreichend berücksichtigt worden. Die Variablen zu identifizieren, die jeweils für sozialverträgliche bzw. sozialschädliche Wirkungen verantwortlich seien, könne nicht gelingen, „wenn man die Effekte in jeweils separaten Ansätzen fokussiert und gegeneinander ausspielt.“

III. Methodische Entwicklungen

Bei den meisten Studien zur Mediengewalt handelt es sich nach wie vor um Laborexperimente oder um Befragungen. An dieser Stelle sollen die Befunde von Studien betrachtet wer-

des Rezipienten in das Opfer) zu einer „tragische[n] Erschütterung [...], die den Rezipienten für weltüberlegene *Gelassenheit* öffnet und mit einer Aggressionsstabilität bzw. auch -minderung einhergeht. Das Miterleben eines tragischen Endes könne für den Rezipienten insofern eine Erleichterung bedeuten, als es „das Abfinden mit unabänderlichen Welttatbeständen fördert und das Individuum auf Loslassenkönnen statt auf blinde Aggression oder Angst orientiert.“ (Grimm 2002, S. 172). Die Folgen seien auch eine Zunahme von Toleranz, Mitleid und Weltbildoptimismus.

den, die mit Hilfe seltener eingesetzter und z.T. aufwendigerer Methoden zu besonders interessanten Ergebnissen gelangt sind.

Hier ist zunächst die Studie von Werner Früh (2001, S. 213) zu nennen, der nicht nur eine Inhaltsanalyse der fünf reichweitenstärksten überregionalen Fernsehprogramme (ARD, ZDF, RTL, SAT.1, Pro7) zwischen 16.00 und 24.00 Uhr während einer künstlichen Woche¹¹ 1996 durchführte, sondern auch „rezeptionsanalytisch“ untersuchte,¹² wie verschiedene Personengruppen auf Gewalt¹³ kognitiv und affektiv reagieren. Früh (2001, S. 16) formuliert die Grundannahme seiner Studie folgendermaßen: „[...] nur wenn sichergestellt ist, dass der Stimulus ‚Gewalt‘ in der Wahrnehmung des Publikums überhaupt existent war, lässt sich behaupten, dass TV-Gewalt zu entsprechenden Wirkungen führte [...].“ Anders ausgedrückt (Früh 2001, S. 213): „Die Gewalt im Medienangebot entsteht erst durch die Interpretation der Rezipienten.“

Es zeigte sich, dass Frauen mehr Gewalt als Männer wahrnahmen. Identische Gewaltakte in Nachrichtensendungen wurden von Frauen als deutlich angsterregender eingestuft als von Männern. Ältere nahmen mehr Gewalt als Jüngere wahr und stuften diese auch als angsterregender ein. Der Bildungsstand spielte bei der Gewaltwahrnehmung nur eine geringe Rolle. Wichtiger als die Personenmerkmale war der Einfluss der Medienmerkmale. So erschienen den Rezipienten z.B. Szenen mit realer und mit physischer Gewalt gewalthaltiger als solche mit fiktiver und solche mit psychischer Gewalt. Die Inhaltsanalyse ergab einen besonders hohen Gewaltgehalt in der Prime-Time von 20 bis 21 Uhr. Spielfilme enthielten mit Abstand die meisten Gewaltvarianten. Kindersendungen waren nicht gewaltfrei, aber auch nicht in besonders hohem Maße gewalthaltig. Bei den Rezeptionsurteilen lagen die Kindersendungen nach Früh (2001, S. 205) einschließlich der Zeichentricksendungen auf dem vorletzten Platz in der Rangfolge aller Sendungstypen (am wenigsten Gewalt enthielt die Kategorie „Show und Quiz“). Die Kombination von Inhaltsanalyse und Rezeptionsdaten sowie Einschaltquoten führte zu dem Ergebnis, dass die meisten als gewalthaltig empfundenen Szenen in den Nachrichten zu finden waren. Auffällig war auch das Genre „Sport“, das von vielen Probanden als überproportional gewalthaltig eingestuft wurde. Obwohl Sportsendungen insgesamt eher

¹¹ Jeder Wochentag war einmal in der Stichprobe vertreten und jeder Tag stammte aus einer anderen Kalenderwoche (Früh 2001, S. 185).

¹² 921 Versuchspersonen bekamen zu Hause, d.h. in gewohnter Umgebung, verschiedene gewalthaltige Fernsehsequenzen vorgeführt. Insgesamt kamen 345 Filmszenen zum Einsatz (jeder Rezipient sah zwischen 27 und 41 Szenen), wobei die Art der enthaltenen Gewalt systematisch variiert wurde. Die Szenen sollten die Rezipienten nach verschiedenen kognitiven und affektiven Wahrnehmungsdimensionen beurteilen (Gewalthaltigkeit, Angsterregung, Mitgefühl, Faszination und intellektueller Nutzen).

¹³ Gewalt wurde von Früh (2001, S. 64f) auf 13 Dimensionen unterschieden, wie z.B. Modalität (direkt sichtbar, verbal berichtet, erschlossen, d.h. bei latenter Gewalt im Vorstadium und bei Folgen von Gewalt im Nachhinein retrospektiv); Realitätsbezug; Gewalttyp (physisch vs. psychisch); Tätertyp (z.B. Einzelperson, Gruppe, Staat usw.); Opfertyp (dabei auch Tiere, Pflanzen/Natur, Sachen); Stärke; Relativierung durch gesetzliche Legitimation; Relativierung durch psychische Legitimation; Relativierung durch Humor; Tatmotivation; Tatwerkzeuge; die Beziehung Täter/Opfer und Intensität/Brutalität der Darstellung.

wenige Gewaltszenen enthielten, wurden diese vom Publikum als besonders gravierend eingeschätzt.

Früh gewichtete die inhaltsanalytisch ermittelten Gewaltwerte mit den evaluierten Wahrnehmungswerten der verschiedenen Zielgruppen und verrechnete dies mit den Einschaltquoten der verschiedenen Programme. So enthielt das Programmangebot von Pro7 die meiste Gewalt, gefolgt von RTL, SAT.1, ARD und ZDF. Dies galt nach Früh (2001, S. 209) auch für „die Gewichtung mit den unterschiedlich starken Gewaltvarianten und [...] für die weitere Gewichtung mit der Zusammensetzung der einzelnen Senderpublika.“ Wird die Reichweite berücksichtigt, dann ist RTL der Sender mit der meisten vermittelten Gewalt. Früh (2001, S. 212) gelangt zu dem Schluss, „daß Pro7 zwar sehr viele, im Durchschnitt aber weniger starke Gewaltszenen anbietet.“ Ferner kann Früh (2001, S. 211) dokumentieren, „daß beim Publikum des ZDF der Anteil der hochsensiblen Zielgruppen, wie etwa Ältere und Frauen, höher ist als bei der ARD, so daß das Publikum einfach mehr Gewalt wahrgenommen hat.“ RTL wiederum hat einen deutlich höheren Anteil gewaltsensibler Zielgruppen unter seinen Zuschauern als SAT.1. SAT.1 verdankt nach Früh (2001, S. 212) seine im Vergleich der Sender „moderate Mittelposition bei der Gewalthaltigkeit des Programms insbesondere der speziellen Zusammensetzung seines Publikums, das mehrheitlich relativ unempfindlich für Gewalt erscheint.“

Frühs Untersuchung bestätigt, dass das alleinige Zählen von Gewaltakten über das Wirkungspotential von Gewalt in den Medien nichts aussagt. Entscheidend ist, wie Gewalt wahrgenommen wird. Früh (2001, S. 215) schreibt: „[...] beim Rezipienten wirkt nicht das, was der Inhaltsanalytiker, sondern das, was er selbst als Gewalt interpretiert.“ Insgesamt hat Früh mit seiner Studie eine Pionierleistung erbracht, die auch für die Programmpraxis von großer Bedeutung sein kann und sich deutlich von den reinen „Leichenzähler“-Studien abhebt, die unter den Inhaltsanalysen zur Mediengewalt so weit verbreitet sind.

Eine wichtige Methode, um insbesondere kumulative Auswirkungen von Mediengewalt zu bestimmen und bessere Aussagen über die Kausalitätsrichtung des Zusammenhangs zwischen Mediengewalt und realer Gewalt treffen zu können, sind *Langzeituntersuchungen*. Leider werden hier häufig Studien als vorgebliche Beweise für die Gefährlichkeit von Mediengewalt zitiert, die diesen Befund nicht erbracht haben.¹⁴ Ungeachtet dieser bedauerlichen Situation gilt aber, dass die Feld- und v.a. Langzeitstudien in ihrer Gesamtheit durchaus als Nachweis für die Gefährlichkeit von Mediengewalt dienen können, denn nahezu in allen Studien wird ein (wenn auch schwacher) positiver Zusammenhang zwischen Mediengewalt und

¹⁴ So wird z.B. eine Untersuchung, in der die Einführung des Fernsehens in remoten Gemeinden in Kanada untersucht wurde und in der kein negativer Effekt von Mediengewalt aufgezeigt werden konnte (Joy u.a. 1977; Williams 1986; vgl. auch Kunczik 1998, S. 190ff.), hartnäckig als vorgeblicher Beweis für die Gefährlichkeit von Mediengewalt zitiert (z.B. Kleiter 1997, S. 85f.; Potter 1999, S. 168f.; Sparks und Sparks; Weiß 2000, S. 99f.; 2002, S. 275; Lukesch u.a. 2004, S. 202). Selbst die auf einer „Klapperstorchlogik“ (wo es viele Störche gibt, gibt es viele Kinder – also bringt der Storch die Kinder) basierende Studie von Centerwall (1992) wird immer wieder als Beweis für die Gefährlichkeit von Mediengewalt herangezogen (vgl. hierzu Kunczik 1998, S. 193f.; Jensen 2001 sowie Kunczik und Zipfel 2004).

Aggressivität der Rezipienten festgestellt. Es sei betont, dass eine im Schnitt recht schwache Beziehung für alle Probanden eines Samples für einige Probanden bzw. bestimmte Subpopulationen eine durchaus starke Beziehung bedeuten kann. In diese Richtung weisen auch alle neueren Studien (z.B. Singer u.a. 1999; Johnson u.a. 2002; Gentile, Linder und Walsh 2003; Slater u.a. 2003).

Lediglich eine Studie, in der die Auswirkungen der Einführung des Fernsehens auf St. Helena untersucht wurden, konnte bei Kindern durch die Einführung des Fernsehens keine Steigerung des gewalttätigen bzw. antisozialen Verhaltens feststellen, obwohl das Ausmaß der Fernsehgewalt ungefähr dem in Großbritannien entsprach. Auf St. Helena waren auch fünf Jahre später keine negativen Effekte des neuen Mediums zu konstatieren. Dies führen die Autoren (Charlton, Gunter und Hannan 2002) auf die intakte Sozialstruktur und die starke soziale Kontrolle in der kleinen Gemeinschaft zurück, die dafür Sorge, dass sich Fernsehgewalt nicht in gewalttätigem oder anderem antisozialen Verhalten niederschläge. Es wird nicht davon ausgegangen, dass die Kinder gewalttätiges Verhalten nicht gelernt hätten, aber ihre Umwelt verhindere, dass dieses Verhalten in die Tat umgesetzt werde.

Die wohl wichtigste Langfriststudie haben Huesmann u.a. (2003) vorgelegt. Diese Studie umfasst den Zeitraum 1977 bis 1992. Kinder, die bei Untersuchungsbeginn 6 bis 10 Jahre alt waren, wurden nach 15 Jahren nochmals hinsichtlich potentieller Effekte von Fernsehgewalt untersucht. Der wichtigste Befund war, dass der Konsum von Fernsehgewalt in der Kindheit sowohl bei männlichen als auch weiblichen Personen das spätere Auftreten aggressiven Verhaltens begünstigt. Insbesondere die Identifikation mit aggressiven Protagonisten und die Einstufung des Fernsehens als realistisch fördern nach Huesmann u.a. das Entstehen einer solchen positiven Beziehung. Die Autoren gehen von der Theorie des Beobachtungslernens aus, d.h. der langfristige Konsum von Mediengewalt führt ihrer Ansicht nach dazu, dass sich ein Weltbild entwickelt, in dem aggressives Verhalten als normal angesehen wird. Ferner wird auf die mögliche Desensibilisierung gegenüber Gewalt verwiesen (Habitualisierungsthese). Die frühe Kindheit ist nach Ansicht der Autoren die wichtigste Periode für das Lernen durch Beobachtung. Huesmann u.a. (2003, S. 213) fassen zusammen: „[...] early childhood exposure to TV violence *stimulates increases* in young-adult aggressive behavior in both men and women.“ Diese Beziehung war unabhängig von Schichtzugehörigkeit, intellektueller Fähigkeit und dem elterlichen Vorbild. Besonders überraschend erscheint der Befund, dass der elterliche Erziehungsstil, der sowohl mit dem aggressiven Verhalten der Kinder als auch mit deren Gewaltkonsum „kurzfristig“ korrelierte, langfristig keine Auswirkungen zeigte (damit wird von den Autoren nicht behauptet, der Einfluss der Eltern könne ignoriert werden).

Angesichts der unüberschaubaren Menge von Studien zum Thema Medien und Gewalt und der teils verwirrenden und widersprüchlichen Ergebnislage sind *Meta-Analysen* eine wichtige Hilfe zur Beurteilung des Forschungsstandes. Hierbei handelt es sich um eine statistische Reanalyse von Datenmaterial bzw. um eine quantitative Zusammenfassung von Forschungs-

ergebnissen aus verschiedenen Studien zu einem bestimmten Gegenstand, bei der ein bestimmter Effekt über mehrere Studien hinweg geschätzt wird.

Betrachtet man die Befunde vorliegender Meta-Analysen, so zeigt sich ein geringer bis mittelgroßer Einfluss von Fernsehgewalt auf die Gewalttätigkeit der Zuschauer. Der Beitrag von Mediengewalt zur Erklärung des Gewaltverhaltens beträgt höchstens 9%,¹⁵ wobei allerdings zu beachten ist, dass diesem Befund auch einige methodisch nicht einwandfreie Studien zugrunde liegen.¹⁶ Dennoch unterstreicht dieses Resultat, dass Mediengewalt nur einen von vielen Faktoren beim Zustandekommen von Aggression darstellt. Dabei sollte jedoch nicht aus den Augen verloren werden, dass es sich bei dem Ergebnis um einen Durchschnittswert handelt und die Wirkung von Mediengewalt bei bestimmten Medieninhalten bzw. bei bestimmten besonders gefährdeten Personengruppen stärker ausfallen kann.

In diesem Kontext ist als weitere wichtige Methode die *Problemgruppenanalyse* zu erwähnen. In einer Expertenbefragung (Kunczik 1998, S. 172ff.) wurde z.B. versucht, bei Psychiatern, Psychologen sowie Richtern und Staatsanwälten Informationen über die Auswirkungen von Mediengewalt bei Risikogruppen zu erhalten. Das wohl überraschendste Ergebnis bestand darin, dass Kinder und Jugendliche, wenn sie darauf angesprochen werden, versuchen, ihr eigenes aggressives Verhalten durch Vorbilder aus Gewaltfilmen zu rechtfertigen.¹⁷ Auch dass Kinder oder Jugendliche von sich aus sagen, das Fernsehen habe Einfluss auf ihr Verhalten genommen, ist keine Seltenheit in der beruflichen Praxis der Psychologen und Psychiater.¹⁸ Dies ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass die intensive öffentliche Diskussion, in der dem Fernsehen ein großer Einfluss auf die Gewalt in der Gesellschaft zugebilligt wird, von den Jugendlichen aufgegriffen und zur Rechtfertigung des eigenen Verhaltens genutzt wird. Auch die Richter und Staatsanwälte berichteten von einem vergleichbaren Verhalten vor Gericht. Hinsichtlich der möglichen Größe der durch Mediengewalt potentiell gefährdeten Subpopulationen (Problemgruppen) gab es bislang stark variierende und relativ unsichere Angaben. So schätzte Franz Petermann (1997, S. 29), dass fünf bis zehn Prozent aller Kinder und Jugendlichen von aggressiven Verhaltensstörungen betroffen seien. Auch trete aggressives Verhalten und Gewaltbereitschaft in den letzten Jahren bei Kindern immer früher auf. Marek Fuchs, Siegfried Lamnek und Jens Luedtke (2001) haben die Befunde einer in Bayern durchgeführten Längsschnittstudie vorgelegt, in der vier Schulformen berücksichtigt wurden (Haupt-, Berufs- und Realschule sowie Gymnasium; Alter: von der 5. Klasse bis zur 13. Klasse). Die Autoren (2001, S. 370) resümieren: „Die (Schul-)Jugend ist besser als ihr Ruf!“ Möglichst spektakulär

¹⁵ Die Zusammenhangsmaße variieren zwischen $r=0,11$ (Hogben 1998) und $r=0,31$ (Paik und Comstock 1994), was einer Varianzaufklärung zwischen 1% und 9% entspricht. Zu einem Überblick über die vorliegenden Meta-Analysen vgl. Comstock und Scharrer 2003 sowie Kunczik und Zipfel 2004.

¹⁶ Es ist ein generelles Problem von Meta-Analysen, dass schlechte und methodisch problematische Studien in ihrer Aussagekraft nicht dadurch besser werden, dass man sie in eine Meta-Analyse einbezieht.

¹⁷ Bei den Psychologen haben 63%, bei den Psychiatern 66% diese Erfahrung schon häufig oder gelegentlich gemacht.

¹⁸ Von den Psychologen gaben 41%, von den Psychiatern 42% an, solche Erfahrungen schon häufig oder gelegentlich gemacht zu haben.

aufbereitete Einzelfälle würden unzulässig generalisiert. Fuchs u.a. schreiben (2001, S. 371): „Solange aber die Probleme *der* Jugend, ihre Schwierigkeiten im Umgang mit der sie umgebenden sozialen Welt [...] nicht als (Mit-) Ursache für die Probleme *mit* der Jugend begriffen und angegangen werden, solange wird auch dem Phänomen der Gewalt nicht adäquat begegnet werden können.“ Damit soll keine Verharmlosung der Gewalt erfolgen. Gewalt an den Schulen ist nach dieser Studie (2001, S. 372) „[...] ganz deutlich die Angelegenheit eines kleinen sehr gewaltaktiven ‚harten Kerns‘ [...]“. Dieser harte Kern umfasste 3,4% (1994) bzw. 3,1% (1999) der bayerischen Schüler. Ferner gibt es „Intensivtäter“: Von einem Prozent der Schüler geht über ein Sechstel der Schulgewalt aus. Ferner gilt, dass nur eine kleine Minderheit (je nach Gewaltform) von ein bis drei Prozent der Schüler Opfer sind. Die Autoren resümieren (1999, S. 372): „Auch der populären Annahme, die Gewalt an Schulen sei ein ‚Wachstumsphänomen‘ können und müssen wir insgesamt gesehen eine klare Absage erteilen.“ Betont wird die Bedeutung des sozialen Umfelds für das Entstehen von Gewalt, die gleichsam in die Schule hineingetragen werde (2001, S. 373).

Eine im Auftrag des Bundeskriminalamtes (BKA) von Friedrich Lösel und Thomas Bliesener (2003) durchgeführte Studie über *Aggression und Delinquenz unter Jugendlichen* identifizierte einen harten Kern von 5% gewaltbereiter, überwiegend männlicher Schüler, die regelmäßig Mitschüler bedrohen, beschimpfen oder schlagen. In zwei Teilstudien wurden die Bedingungen aggressiven, delinquenten und „dissozialen“ Verhaltens in der Schule untersucht. Die Befunde beruhen auf der Befragung einer repräsentativen Stichprobe von Schülerinnen und Schülern aus Erlangen und Nürnberg (N=1.163).¹⁹ Es zeigte sich Folgendes (2003, S. 173f): „Etwa 5% der Schüler zeigten regelmäßige körperliche Aggressionen oder drangsalierten andere, indem sie sie bedrohten, herabwürdigten oder beschimpften (Bullying).“ Ebenfalls fünf Prozent der Schüler wurden häufig Opfer – und zwar unabhängig von der selbst ausgeübten Aggression. Hinsichtlich des Einflusses der Medien auf die Aggressivität zeigte sich nach Lösel und Bliesener (2003, S. 176): „Während das Ausmaß des allgemeinen Medienkonsums nur gering mit dem aggressiven, delinquenten und ‚dissozialen‘ Verhalten korrelierte, war dies beim Konsum gewalthaltiger Video-, Kino- und Fernsehfilme sehr deutlich der Fall. Die Bevorzugung von Freizeitaktivitäten und Medieninhalten, die Dispositionen zur Aggression und Delinquenz ausrichten und verfestigen können, steht im Rahmen eines allgemein devianteren Lebensstils.“ Der Konsum gewalthaltiger Filme korrelierte mit Schul-Bullying, Delinquenz und Dissozialität.²⁰ Lösel und Bliesener (2003, S. 169) argumentieren, zwar sei der Nachweis eines Kausalzusammenhanges zwischen dem Konsum von Gewaltdarstellungen und der Gewaltbereitschaft nicht gelungen, aber ein verstärkender

¹⁹ In der zweiten Teilstudie, die zwanzig Monate nach der ersten Studie durchgeführt wurde, wurde eine männliche Teilstichprobe (N=102) der Bullies, Opfer, unauffälligen und sozial besonders kompetenten Jugendlichen erneut untersucht (Lösel und Bliesener 2003, S. 100ff.).

²⁰ Eine hierarchische Regressionsanalyse ergab, dass der Medienkonsum im Hinblick auf die erklärte Varianz von Schul-Bullying bei 15 einbezogenen Faktoren auf dem 6. Platz lag (bei 44,8% insgesamt erklärter Varianz entfielen auf den Medienkonsum 3,2 %). Bei Delinquenz war es der 9. Platz (2,1% bei insgesamt 51,3% Gesamtaufklärung) und bei Dissozialität der 11. Platz (1,7% / 64,5%) (Lösel / Bliesener 2003, S. 81).

Effekt bei gewaltbereiten Jugendlichen liege nahe. Die Ergebnisse bestätigten (2003, S. 151), „dass zur Aggression neigende Jugendliche solche Medieninhalte bevorzugen, die ihre bestehenden Dispositionen ausrichten und intensivieren [...]. Ähnlich wie bei Aggressionserfahrungen in der Familie und Peer-Gruppe können dabei die aggressionsfördernden Schemata der sozialen Informationsverarbeitung verfestigt werden [...]. Auch scheinen gewaltfördernde Medienwirkungen dann wahrscheinlicher zu sein, wenn der Konsum in ein emotional wenig unterstützendes Familienleben eingebettet ist [...]. Dies trifft für unsere aggressiven und delinquenten Jugendlichen zu.“ Die Autoren (2003, S. 179) konstatieren eine große Stabilität der Aggressivität und Delinquenz, die nahe lege, „dass sich ein intensives Problemverhalten im Jugendalter oft nicht von selbst ‚auswächst‘.“

IV. Einschätzung des Forschungsstandes:

Insgesamt gesehen, hat sich der Forschungsstand zur Thematik Medien und Gewalt in den letzten Jahrzehnten deutlich gewandelt. In der 1975 veröffentlichten Arbeit *Gewalt im Fernsehen. Eine Analyse der potentiell kriminogenen Effekte* wurden die bis dahin vorliegenden empirischen Studien analysiert. Das Resümee lautete (Kunczik 1975, S. 692f.), die vorliegenden empirischen Befunde wiesen eindeutig darauf hin, „daß eine Aggressivitätsreduktion aufgrund des Konsums violenter Fernsehsendungen nicht zu erwarten ist. Genau so wenig lassen sich empirische Belege für eine durch Gewaltdarstellungen in den Unterhaltungssendungen des Fernsehens bewirkte Aggressivitätssteigerung anführen. Im Fernsehen beobachtete Gewaltakte nehmen ganz offensichtlich keinen Einfluß auf die Bereitschaft der Rezipienten, selbst aggressives Verhalten zu zeigen.“ Es gab damals im Gegensatz zu der Behauptung vieler Autoren keine wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Studien, die die Gefährlichkeit von Mediengewalt bewiesen. Was es gab, waren abenteuerliche Überinterpretationen von Daten. Eine Vielzahl von Studien war ganz offensichtlich so angelegt, dass sie das jeweils erwünschte Ergebnis – sei es durch Mediengewalt bewirkte Aggressionssteigerung, Aggressionsreduktion oder Wirkungslosigkeit – zwangsläufig erbringen mussten (vgl. dazu Kunczik 1998, S. 77ff.). Selbst Datenmanipulation, d.h. das Weglassen von Daten, die gegen die offensichtlich vorgefasste Meinung der Forscher sprachen, konnte nachgewiesen werden. Vor diesem Hintergrund gab die seinerzeit von Kunczik vertretene These der Wirkungslosigkeit den damaligen Forschungsstand korrekt wieder.

Auch heute weist die Forschung zum Thema „Medien und Gewalt“ noch zahlreiche Mängel auf. Beispielsweise untersuchen noch immer viele Studien mit nur geringfügigen Modifikationen mit denselben Methoden dieselben Themenaspekte. Gering ist auch der Erkenntnisfortschritt von Untersuchungen, die immer speziellere Fragestellungen entwickeln und mit hochkomplexen, kaum noch nachvollziehbaren Forschungsdesigns analysieren, deren Befunde

letztlich aber kaum noch interpretierbar sind. Darüber hinaus bauen die vorliegenden Untersuchungen zumeist zu wenig aufeinander auf, so dass es schwierig und z.T. unmöglich ist, die heterogene Forschungslage zu einem Gesamtbild zusammenzufügen.

Dennoch kann man feststellen, dass die Kenntnisse über die Bedingungen, unter denen Mediengewalt Effekte v.a. auf Kinder und Jugendliche haben kann, inzwischen wesentlich größer geworden sind. Die These der Wirkungslosigkeit von Mediengewalt ist nicht länger haltbar und wird kaum noch vertreten.²¹ Aufgrund der vorliegenden Befunde besteht in der Forschung weitgehender Konsens, dass Mediengewalt negative Effekte (insbesondere hinsichtlich des Aufbaus bzw. der Stabilisierung violenter Persönlichkeitsstrukturen) haben kann, wenn bestimmte Randbedingungen vorliegen. Es ist zu vermuten, dass ein Zusammenhang zwischen dem Konsum medialer Gewaltdarstellungen und realem Aggressionsverhalten bei einzelnen Problemgruppen existiert. Die hier vertretene These, dass beim Vorliegen entsprechender Randbedingungen Mediengewalt einen Beitrag zur Herausbildung violenter Persönlichkeiten liefern kann, basiert auf der Annahme, dass die vielen im Feld erhaltenen sehr schwachen Beziehungen (Korrelationen), die für sich gesehen üblicherweise als Indikatoren für das Fehlen eines Zusammenhanges interpretiert werden, in ihrer Gesamtheit doch auf das Vorhandensein eines Zusammenhanges hindeuten. Das Argument lautet, dass eine im Schnitt recht schwache Beziehung für alle Probanden eines Samples für einige Probanden bzw. bestimmte Subpopulationen eine durchaus starke Beziehung bedeuten kann.

Literatur

- Bandura, Albert: Aggression. Eine sozial-lerntheoretische Analyse. Stuttgart 1979a.
- Bandura, Albert: Sozial-kognitive Lerntheorie. Stuttgart 1979b (zuerst 1973).
- Berkowitz, Leonard: Roots of aggression. A re-examination of the frustration-aggression hypothesis. New York 1969.
- Berkowitz, Leonard: The contagion of violence. In: Nebraska Symposium on Motivation 18 (1970), S. 95-135.
- Bilandzic, Helena: Genrespezifische Kultivierung durch Krimirezeption. In: Zeitschrift für Medienpsychologie 14 (2002), S. 60-68.
- Brosius, Hans-Bernd / Esser, Frank: Eskalation durch Berichterstattung. Massenmedien und fremdenfeindliche Gewalt. Opladen 1995a.
- Brosius, Hans-Bernd / Esser, Frank: Fernsehen als Brandstifter? Unerwünschte Nebeneffekte der Berichterstattung über fremdenfeindliche Gewalt. In: Friedrichsen, Mike / Vowe, Gerhard (Hrsg.): Gewaltdarstellungen in den Medien. Theorien, Fakten und Analysen. Opladen 1995b, S. 235-257.

²¹ Ein Vertreter dieser These ist z.B. Jib Fowles (1999) in *The case for television violence*.

- Brosius, Hans-Bernd / Esser, Frank: Massenmedien und fremdenfeindliche Gewalt. In: Falter, Jürgen / Jaschke, Hans-Gerd / Winkler, Jürgen R. (Hrsg.): Rechtsextremismus: Ergebnisse und Perspektiven der Forschung. Sonderheft 27 der Politischen Vierteljahresschrift. Opladen 1996, S. 204-218.
- Bushman, Brad J.: Does venting anger feed or extinguish the flame? Catharsis, rumination, distraction, anger, and aggressive responding. In: *Personality and Social Psychology Bulletin* 28 (2002), S. 724-731.
- Bushman, Brad J. / Baumeister, Roy F. / Phillips, Colleen M.: Do people aggress to improve their mood? Catharsis beliefs, affect regulation opportunity, and aggressive responding. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 81 (2001), S. 17-32.
- Bushman, Brad J. / Baumeister, Roy F. / Stack, Angela D.: Catharsis, aggression, and persuasive influence: Self-fulfilling or self-defeating prophecies? In: *Journal of Personality and Social Psychology* 76 (1999), S. 367-376.
- Centerwall, Brandon S.: Television and violence. The scale of the problem and where to go from here. In: *Journal of the American Medical Association* 267 (1992), S. 3059-3063.
- Charlton, Tony / Gunter, Barrie / Hannan, Andrew (Eds.): Broadcast television effects in a remote community. Mahwah, NJ 2002, S. 43-63.
- Comstock, George / Scharrer, Erica: Meta-analyzing the controversy over television violence and aggression. In: Gentile, Douglas A. (Ed.): *Media violence and children. A complete guide for parents and professionals.* Westport, CT / London 2003, S. 205-226.
- Davison, W. Phillips: The third-person effect in communication. In: *Public Opinion Quarterly* 47 (1983), S. 1-13.
- Eisermann, Jessica: *Mediengewalt. Die gesellschaftliche Kontrolle von Gewaltdarstellungen im Fernsehen.* Wiesbaden 2001.
- Esser, Frank / Scheufele, Bertram / Brosius, Hans-Bernd: *Fremdenfeindlichkeit als Medien-thema und Medienwirkung. Deutschland im internationalen Scheinwerferlicht.* Wiesbaden 2002.
- Feshbach, Seymour: Fernsehen und antisoziales Verhalten. Perspektiven für Forschung und Gesellschaft. In: Groebel, Jo / Winterhoff-Spurk, Peter (Hrsg.): *Empirische Medien-psychologie.* München 1989, S. 65-75.
- Fowles, Jib: *The case for television violence.* Thousand Oaks, CA 1999.
- Freitag, Burkhard / Zeitter, Ernst: Katharsis. In: *tv diskurs*, Nr. 9, 1999, S. 18-27.
- Fröhlich, Werner / Kunczik, Michael (u.a.): *Habituation an Mediengewalt - eine Metaanalyse.* Unv. Forschungsbericht, Universität Mainz 1993.
- Früh, Werner: *Gewaltpotentiale des Fernsehangebots. Programmangebot und zielgruppen-spezifische Interpretation.* Wiesbaden 2001.
- Fuchs, Marek / Lamnek, Siegfried / Luedtke, Jens: *Tatort Schule: Gewalt an Schulen 1994-1999.* Opladen 2001.
- Geen, Russell G. / Donnerstein, Edward (Eds.): *Human aggression. Theories, research, and implications for social policy.* San Diego, CA (u.a.) 1998.

- Gentile, Douglas A. / Linder, Jennifer R. / Walsh, David A.: Looking through time: A longitudinal study of children's media violence consumption at home and aggressive behaviors at school. Paper presented at the Biennial Conference of the Society for Research in Child Development (April 2003), Tampa, FL.
- Glötz, Peter: Das Spannungsfeld Wissenschaft – Politik – Medien. In: Roß, Dieter / Wilke, Jürgen (Hrsg.): Umbruch in der Medienlandschaft. München 1991, S. 22-29.
- Grimm, Jürgen: Fernsehgewalt. Zuwendungsattraktivität, Erregungsverläufe, sozialer Effekt. Zur Begründung und praktischen Anwendung eines kognitiv-physiologischen Ansatzes der Medienrezeptionsforschung am Beispiel von Gewaltdarstellungen. Opladen / Wiesbaden 1999.
- Grimm, Jürgen: Wirkungsforschung II: Differentiale der Mediengewalt – Ansätze zur Überwindung der Individualisierungs- und Globalisierungsfalle innerhalb der Wirkungsforschung. In: Hausmanninger, Thomas / Bohrmann, Thomas (Hrsg.): Mediale Gewalt. Interdisziplinäre und ethische Perspektiven. München 2002, S. 160-176.
- Hogben, Matthew: Factors moderating the effect of televised aggression on viewer behavior. In: Communication Research 25 (1998), S. 220-247.
- Hofstätter, Peter R.: Gruppendynamik. Reinbek 1957.
- Huesmann, L. Rowell: The role of social information processing and cognitive schema in the acquisition and maintenance of habitual aggressive behavior. In: Geen, Russell G. / Donnerstein, Edward (Eds.): Human aggression. Theories, research, and implications for social policy. San Diego, CA (u.a.) 1998, S. 73-109.
- Jensen, Gary F.: The invention of television as a cause of homicide. The reification of a spurious relationship. In: Homicide Studies 5 (2001), S. 114-130.
- Johnson, Jeffrey G. (u.a.): Television viewing and aggressive behavior during adolescence and adulthood. In: Science 295 (2002), S. 2468-2471.
- Joy, Lesley A. (u.a.): Television exposure and children's aggressive behavior, Paper presented at the meeting of the Canadian Psychological Association. Vancouver 1977.
- Kleiter, Ekkehard F.: Film und Aggression – Aggressionspsychologie. Theorie und empirische Ergebnisse mit einem Beitrag zur Allgemeinen Aggressionspsychologie. Weinheim 1997.
- Kunczik, Michael: Gewalt im Fernsehen. Eine Analyse der potentiell kriminogenen Effekte. Köln / Wien 1975.
- Kunczik, Michael: Gewalt und Medien. Köln / Weimar / Wien ⁴1998.
- Kunczik, Michael / Zipfel, Astrid: Medien und Gewalt. Befunde der Forschung seit 1998. Projektbericht für das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Mainz 2004 (demnächst als PDF-Dokument abrufbar unter: <http://www.bmfsfj.de/Kategorien/Forschungsnetz/forschungsberichte,did=28078.html>).
- Kunczik, Michael / Zipfel, Astrid: Gewalt und Medien. Köln/Weimar/Wien ⁵2005 (in Vorbereitung).

- Lösel, Friedrich / Bliesener, Thomas: Aggression und Delinquenz unter Jugendlichen. Untersuchungen von kognitiven und sozialen Bedingungen. München / Neuwied 2003.
- Lukesch, Helmut (u.a.): Das Weltbild des Fernsehens. Eine Untersuchung der Sendungsangebote öffentlich-rechtlicher und privater Sender in Deutschland. Theorie – Methode – Ergebnisse. Eine inhaltsanalytische Studie über die Senderangebote öffentlich-rechtlicher und privater Sender in Deutschland. Regensburg 2004
- Myrtek, Michael / Scharff, Christian: Fernsehen, Schule und Verhalten. Untersuchungen zur emotionalen Beanspruchung von Schülern. Bern 2000.
- Paik, Haejung / Comstock, George: The effects of television violence on antisocial behavior: A meta-analysis. In: *Communication Research* 21 (1994), S. 516-546.
- Petermann, Franz: Auswirkungen von Medien auf die Entstehung von Gewalt im Kindes- und Jugendalter. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 19-20, 1997, S. 28-33.
- Potter, W. James: *On media violence*. Thousand Oaks, CA / London / New Delhi 1999.
- Roßmann, Constanze / Brosius, Hans-Bernd: The problem of causality in cultivation research. In: *Communications* 29 (2004), S. 379-397.
- Schenk, Michael: *Medienwirkungsforschung*. Tübingen ²2002.
- Selg, Herbert: Medienwirkung: Hypothesen – Modelle – Theorien. Kurzübersicht zur Wirkungsweise von Gewaltdarstellungen in visuellen Medien. In: *tv diskurs*, Nr. 6, 1998, S. 48f.
- Shanahan, James / Morgan, Michael: *Television and its viewers. Cultivation theory and research*. Cambridge, MA 1999.
- Singer, Mark I. (u.a.): Contributors to violent behavior among elementary and middle school children. In: *Pediatrics* 104 (1999), S. 878-884.
- Slater, Michael D. (u.a.): Violent media content and aggressiveness in adolescents. A downward spiral model. In: *Communication Research* 30 (2003), S. 713-736.
- Sparks, Glenn G. / Sparks Cheri W.: Effects of media violence. In: Bryant, Jennings / Zillmann, Dolf (Eds.): *Media effects. Advances in theory and research*. Hillsdale, NJ. ²2002, S. 269-285.
- Tannenbaum, Percy H.: Studies in film- and television-mediated arousal and aggression: A progress report. In: Comstock, George A. / Rubinstein, Eli A. / Murray, John P. (Eds.): *Television and social behaviour*. Vol. 5. Rockville, MD 1972, S. 309-350.
- Theunert, Helga / Schorb, Bernd: Praxis und Akzeptanz des Jugendmedienschutzes. Eine Untersuchung aus der Sicht der Bevölkerung und der Abonnenten des digitalen Fernsehens. In: *Medien und Erziehung* 45 (2001), S. 293-301.
- Todorov, Alexander / Bargh, John A.: Automatic sources of aggression. In: *Aggression and Violent Behavior* 7 (2002), S. 53-68.
- Unz, Dagmar / Schwab, Frank / Winterhoff-Spurk, Peter: Der alltägliche Schrecken? Emotionale Prozesse bei der Rezeption gewaltdarstellender Fernsehnachrichten. In: Rössler, Patrick / Gehrau, Volker / Kubisch, Susanne (Hrsg.): *Empirische Perspektiven der Rezeptionsforschung*. München 2002, S. 97-115.

Weiß, Rudolf H.: Gewalt, Medien und Aggressivität bei Schülern. Göttingen (u.a.) 2000.

Williams, Tannis MacBeth (Hrsg.): The impact of television. A natural experiment involving three towns. Orlando, FL 1986.

Winterhoff-Spurk, Peter / Unz, Dagmar / Schwab, Frank: „In the mood“ – Kultivierung von Emotionen durch Fernsehen. In: Magazin Forschung der Universität des Saarlandes, Nr. 2, 2001, S. 20-33.

Zillmann, Dolf: Hostility and aggression. Hillsdale, NJ 1979.